

Vorwort

Im Zentrum dieser Studie stehen die historischen Bildungsprozesse der Schauspielerinnen und Schauspieler zwischen 1870 und 1930. Besonders in der ersten Dekade des zwanzigsten Jahrhunderts war die Gründung von Schauspielschulen auffällig, trainiert und geprobt wurde zunehmend in speziellen Einrichtungen, eine Bildungseuphorie prägte die Theaterszene. Die Studie untersucht diese Schulen. Dabei stehen weniger die Reformschule im Bereich Tanz, als vielmehr die dem Modell der mimetischen Menschen-darstellung verpflichteten Schulen im Zentrum. Dieses Modell ist seit dem Theater der Aufklärung als Charakterdarstellung dominant und prägt die Idee einer Schauspielausbildung.

Dieses Modell wird in Aktion untersucht und aus theater- und bildungshistorischer Perspektive auf den Prüfstand gestellt. Dies geschieht in einer umfassenden historischen Einordnung und in vier Fallstudien, die auf Basis neuer Quellen von der Schauspielausbildung erzählen. Im Kern steht der Prozess der Pädagogisierung und Institutionalisierung dieser speziellen Berufsausbildung. Eine Geschichte des fixen Berufsbildes ›Schauspieler‹ hingegen ist nicht intendiert.

Eine zentrale Überlegung dieser Studie ist, die Bildung der Schauspielerinnen und Schauspieler als rhetorische Situation zu betrachten. Diese Überlegungen gehen auf Hans Blumenbergs Institutionentheorie zurück. An die Stelle der schier endlosen Abschätzung von Nutzen und Chancen pädagogischer Programme, auch an die Stelle der Diskursanalyse der Institutionen als Macht- und Disziplinarinstrument, rückt dabei die Einsicht, dass es sich bei Schauspielschulen und Programmen der Schauspielpädagogik um rhetorische Übertragungen handelt. Sie entfalten ihre Logik uneigentlich und verdeckt. Aus rhetorischer Perspektive sind Schauspielpädagogiken und Schauspielschulen demnach keine neutralen Mittel für die Zwecke ästhetischer Darstellung. Techniken im Sinne der rhetorischen *Techne* arbeiten vielmehr immer schon am Dargestellten mit. Sie werden sichtbar und begründen die Wirksamkeit der ästhetischen Produkte. Hier wird in diesem Sinne untersucht, wie sich die Pädagogisierung und Institutionalisierung der Ausbildung als sozialer und ästhetischer Prozess entfaltet. Die Studie setzt sich damit von einer lediglich sozialgeschichtlichen oder biografisch verfahrenen Geschichtsschreibung der Schauspielausbildung ebenso ab, wie sie sich nicht länger in der

Kompilation und Deutung einschlägiger Schauspieltraktate und Programmschriften zur Schauspielkunst erschöpft.

In vertiefenden Fallanalysen zur Ausbildung an der *Königlichen Musikschule* in München (1876–1882) und der Arbeit des Schauspielers und Regisseurs Ernst Possart, der *Theaterakademie Düsseldorf* (1905–1930) unter der Leitung der Schauspielerin Louise Dumont, der von Elsie Fogerty (1905–1923) gegründeten *Central School for Speech and Drama* in London und der ersten staatlich geförderten Schauspielschule an der Berliner *Hochschule für Musik* unter Leopold Jessner (1925–1930) werden die Bildungsdiskurse diskutiert. Mit den Institutionen in München und Düsseldorf wird die Charaktererziehung im 19. Jahrhundert der Bildung zur Zeit der Theater- und Lebensreform gegenübergestellt; im internationalen Vergleich werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Institutionalisierung einer privaten und staatlichen Schauspielschule anschaulich.

Die Bildungsgeschichte des Schauspielers zwischen 1870 und 1930 befasst sich also weniger mit den Aufführungen und den großen Namen als vielmehr mit den gesellschaftlichen und künstlerischen Diskursen, mit denen in dieser Zeit verstärkt versucht wird, den Schauspielstand institutionell und professionell zu bilden.

Die historischen Figuren, die in dieser Studie auftreten, werden tatsächlich in ihrem Handeln und in ihrem Hoffen distanziert betrachtet. Denn nur zu deutlich treten nach einem zeitgenössischen Verständnis von Bildung die ›geheimen Lehrpläne‹ hervor, mit denen in den Schauspielschulen insbesondere die Affektmodulation der Adepten jeweils manipuliert wurde. Hier finden wir alle Vorurteile bestätigt, wonach eine Pädagogik und eine Bildungsinstitution neben allen Bildungsversprechen immer auch ein disziplinierendes Moment und die Restriktion von individuellen Fähigkeiten mit sich tragen. Die hier untersuchten Schauspielschulen selektierten nach Kriterien, die zur Benachteiligung aufgrund religiöser, geschlechtlicher, sozialer und ethnischer Zuschreibungen führten. Nicht aber um den Nachweis dieser möglichen Beschneidung der Fähigkeiten durch Erziehung ist es hier zu tun. Vielmehr gibt es historisch und aktuell zur Institutionalisierung kaum eine sinnvolle Alternative. Und dieses Problem ernsthaft reflektiert zu haben, muss man den jeweiligen historischen Akteuren in ihren Bildungsanstrengungen zugestehen.

Es wurde versucht, historisch bedeutende Akteure mit ihren Lebensdaten zu erwähnen. Nicht immer konnten diese gefunden werden und insbesondere weibliche Biografien waren häufig nicht nachzuverfolgen aufgrund von Namensänderungen und einer patrilinearen Geschichtsschreibung. Die verwendete Sprache ist gendersensibel. Dabei wurde grob zwischen sozialen Funktionen und Rollen, etwa dem Berufsstand der Schauspieler, und konkret wirkenden Personen unterschieden. Zuweilen, etwa bei den Schülerinnen der Duncan-Schule oder den Lehrerinnen für Sprachheilpflege in London, waren die Bezugsgruppen geschlechtlich homogen. Für den Berufsstand der Regisseure gilt dies *de jure* – also mit Blick auf die Theaterzettel und Rechte – auch. Es wäre daher irreführend, hier von Regisseuren und Regisseurinnen zu sprechen, wenngleich tatsächlich nicht wenige Frauen Regieaufgaben übernahmen. Häufig wurde im Sinne der Lesbarkeit eine Umschreibung gewählt, etwa ›Lehrende und Lernende‹ statt ›Lehrer und Schüler‹. Alle gelungenen Versuche dieses sprachlichen Balanceakts sollen der Wandelbarkeit der Sprache zugeschrieben sein, womöglich unangebrachte Zuschreibungen gehen zu Lasten des Autors.